

Der zweite Tag «danach»

Ein Augenzeugenbericht aus New York
von Helmut Frielinghaus (3. Teil)

QUELLE: NZZ ONLINE*

Es ist für alle Amerikaner eine neue Erfahrung, dass sie im eigenen Land nicht unbedingt sicher sind. Aber die Leute wissen ganz genau, dass die verlorene Sicherheit nicht durch Krieg wiedergewonnen werden kann.

New York, Donnerstag, 13. September 2001, 23 Uhr. In einer grossen Anzeige in der heutigen «New York Times» grüsst Oklahoma, vor wenigen Jahren Opfer eines Terroristenanschlags, die Städte New York und Washington D. C. und erklärt sich mit ihnen solidarisch.

In New York geht der zweite Tag «danach» zu Ende, aber es war «kein anderer Tag», «kein neuer Tag». Ein Gefühl der Erleichterung kann sich nicht einstellen, solange immer noch neue schreckliche Nachrichten auf die New Yorker einströmen.

Heute wurden Namenlisten veröffentlicht - die Crew- und Passagierlisten der vier entführten Flugzeuge, unvollständige Listen vermisster Personen, die im World Trade Center arbeiteten, viele Fotos von Lebenden und von Toten. Fast jeder New Yorker kennt oder kannte jemanden, der im World Trade Center gearbeitet hat oder in einem der Flugzeuge sass. Die Bergungsarbeiten, immer wieder durch einstürzende Trümmer behindert, werden energisch vorangetrieben. Nachts sieht das von Scheinwerfern hell beleuchtete Gebiet aus der Entfernung so aus, als würde dort ein Film gedreht. Die Hoffnung, noch Überlebende zu finden, ist geschrumpft.

Manhattan ist von der 14th Street bis zur Südspitze, bis zum Terminal der Staten-Island-Fähre, die noch nicht wieder verkehrt, abgesperrt. Die für heu-

*15. September 2001, 10:30

te dringend erwartete Öffnung der Börse und der Flughäfen ist noch einmal aufgeschoben worden. Im Village, in SoHo, in TriBeCa ist die Existenz mancher Restaurants und der oft kleinen Läden, die auf frische Ware angewiesen sind, gefährdet. Wir bekommen seit drei Tagen keine Post. Die Telefonleitungen sind am Tag überlastet und oft blockiert. Es gibt keine Zeitungen. Alles ist lahmgelegt.

Um Zeitungen zu kaufen, fuhr ich von der West 4th zur 42nd Street. Die Subway fährt unregelmässig, bei teilweise veränderter Streckenführung, aber sie funktioniert. Die Stadtbusse fahren in dichter Folge. An der Penn Station herrschte das vertraute Morgengedränge: Die Pendlerzüge verkehren also wieder. Im Gebäude der Port Authority, in dem sich der riesige New Yorker Busbahnhof befindet, standen lange Schlangen an den Greyhound-Schaltern. Unzählige Menschen sitzen in der Stadt fest, Touristen, Geschäftsreisende, darunter auch etliche europäische Verleger, die jedes Jahr im September, in der Hoffnung auf Entdeckungen und günstige Abschlüsse schon vor der Frankfurter Buchmesse, nach New York kommen. In den Verlagen, die heute die Arbeit wieder aufgenommen haben, wurde darüber diskutiert, ob man die Teilnahme an der Messe besser absagen oder in kleineren Delegationen als sonst nach Frankfurt fliegen sollte.

Mir fiel unterwegs auf, wie ungewöhnlich still und in sich gekehrt die sonst eher geräuschvollen New Yorker heute waren: sie «blickten nicht nach rechts und nicht nach links». Viele sind in Sorge um ihre Jobs. Wie wird sich die Katastrophe auf die wirtschaftliche Entwicklung auswirken? Die Zahl der Arbeitslosen war schon in den letzten Wochen gestiegen. Welche Gegenschläge wird die Regierung beschliessen? Und was werden sie bewirken?

Ich ging über den Times Square. Auch hier wohlthuend normaler Alltagsbetrieb. Im ersten Moment war es seltsam, die Glamour-Reklamen so unverändert zu sehen. Über einen riesigen Bildschirm gingen die Morgennachrichten: Interviews mit Feuerwehrmännern, Polizisten, Bauarbeitern an der Unglücksstelle, mit Ärzten und Krankenschwestern, die nun doch Arbeit haben: Rauchvergiftete oder erschöpfte Feuerwehrmänner, auch psychisch erschöpfte, müssen versorgt, von Staub verklebte Augen müssen gewaschen werden.

«Ich habe meiner (sechs Jahre alten) Tochter alles erzählt und ihr gesagt, dass die Feuerwehrmänner unsere heroes, unsere Helden, sind», sagte eine Freundin am Telefon zu mir. Es ist richtig, die Feuerwehrmänner und anderen Helfer sehen Schreckliches und leisten Übermenschliches, und viele

starben bei den ersten Rettungsarbeiten. Aber die von den Medien durch entsprechende Berichte geförderte Heldenverehrung ist auch ein starkes, willkommenes Ventil. Sie hilft vielen, wenigstens für Augenblicke Angst, Elend und Trauer zu vergessen.

Eine Frau, die neben mir stand, hatte Tränen in den Augen. Sie war eine von den vielen Suchenden, gerade erst von ausserhalb eingetroffen. Männer und Frauen gehen suchend, mit Fotos in der Hand, durch die Krankenhäuser Manhattans - so wie Menschen nach dem Zweiten Weltkrieg in zerbombten Städten nach Angehörigen suchten.

Aber dies, das sollte man sich überall klar machen, ist nicht der Dritte Weltkrieg. Eine Gruppe politischer und religiöser Fanatiker hat einen Terroranschlag verübt. Die erstaunlich erfolgreichen ersten Ermittlungen zeigen, dass es sich um ein vermutlich weitverzweigtes, aber am Ende dann doch wahrscheinlich überschaubares Netz hasserfüllter Feinde von Amerika handelt, nicht um eine feindliche Grossmacht.

Immer wieder werde ich am Telefon gefragt, ob ich Hassausbrüche, Rufe nach Rache und Vergeltung gehört hätte. Nein. Wenn ich an die New Yorker denke, die ich in den letzten Tagen gesehen und gesprochen habe, würde ich eher von einer grossen Verunsicherung und von Trauer sprechen. Es ist für alle Amerikaner eine neue Erfahrung, dass sie im eigenen Land nicht unbedingt sicher sind. Das Wort *safe* ist ein wichtiges Wort. «Have a safe trip», sagt man. New York schien unter dem harten Bürgermeister Giuliani, der in seinen letzten Amtswochen sich nun plötzlich von seinen besten Seiten zeigt, *safe* geworden. Aber die Leute wissen ganz genau, dass die verlorene Sicherheit nicht durch Krieg wiedergewonnen werden kann.

Im Bryant Park hinter der Public Library, zwischen Sixth und Fifth Avenue, stehen die nicht benutzten Zelte der von Mercedes-Benz gesponserten und nun abgesagten Modewoche. Die Herbstsonne schien, ich holte mir Kaffee und blätterte, unter Platanen sitzend, die Zeitungen durch. Jeder speichert in diesen Tagen andere Bilder, gehörte und Gesehene. Zu «meinen» Bildern gehört der in den Trümmern des World Trade Center liegende Mann, der im Tod sein Mobiltelefon fest umklammert in der Hand hält.

Mein Bus zum Village musste einen Umweg fahren: Wegen einer Bombendrohung war das Empire State Building evakuiert und abgesperrt worden. In diesen Tagen nimmt man jede dieser kleinen Unbequemlichkeiten bereitwillig hin. Ich bin sicher nicht der Einzige, der sich seit Dienstag täglich mehrmals

vergewissert, ob das Empire State Building und das Chrysler Building noch stehen, und ich warte dringend darauf, dass beide nachts wieder beleuchtet werden.

Zettel, an Bäumen und Laternenpfählen festgeklebt, sind das neue Kommunikationsmittel: Adressen, wo man Blut spenden kann, Aufrufe zu Schweigeminuten, Einladungen zu Andachten - Friedensgebete wie einst hier und in Europa während des Vietnamkriegs.

Als ich die 14th Street überquerte, wurde ich von einer schwarzen Polizistin einem kleinen Verhör unterzogen und dann mit einer Entschuldigung für die nötige Prozedur durch die Sperre gelassen.

Auf dem Washington Square bei der New York University hatten sich heute Abend Hunderte von Menschen mit Kerzen versammelt, darunter viele Studenten. Manche hatten ihre Wünsche oder Gedanken auf Zettel geschrieben oder gemalt und die Zettel zusammen mit Blumen an den Zaun geheftet, der George Washingtons Triumphbogen umgibt. An einer anderen Ecke des Parks sang eine Gruppe Lieder. Ein friedliches Bild.

Später am Abend ging ein tropischer Regenguss über New York nieder - genau das, was die Rettungsmannschaften am wenigsten brauchen können.